

Die Zeitung als Lehrbuch

Schulklassen für Projekt „Meine Zeitung“ gesucht

Das Neueste über die Lage in der Ukraine oder im Irak, den Bau des neuen Schwimmbads oder die Stimmung bei der Eintracht: Aktuelles aus Politik, Wirtschaft, Lokalem und Sport findet sich in Schulbüchern nicht. Darum waren Schüler und Lehrer in den vergangenen sieben Jahren begeistert, durch das Projekt „Meine Zeitung – Frankfurter Schüler lesen die F.A.Z.“ Unterrichtsmaterial zu erhalten, das jeden Tag Neues bietet. Lehrer der Fächer Deutsch, Geschichte, Powi und Erdkunde können sich mit ihren Klassen jetzt für das Programm der Stiftung Polytechnische Gesellschaft und dieser Zeitung anmelden. Auch in diesem Jahr können 30 Klassen der Jahrgangsstufen sechs bis zehn von Gymnasien, Real- und Gesamtschulen teilnehmen.

Nach den Erfahrungen der Lehrer aus den vergangenen Jahren hat sich durch die Zeitungslektüre in den Klassen sowohl die Lese- als auch die Medienkompetenz der Schüler deutlich erhöht. Die Stiftung Polytechnische Ge-



Bunte Mischung: Altenheime müssen schon heute mehr bieten als nur rollatoraugliche Gänge.

Foto Michael Kretzer

Hilfe, die Hippies kommen

Altenpfleger müssen sich auf neue Zielgruppen einstellen. Die Klientel wird vielfältiger, Heime und Dienste müssen flexibler werden. An Ideen mangelt es nicht, aber die Rahmenbedingungen setzen der Kreativität Grenzen.

Das Jahr 1968 liegt ziemlich lange zurück. Wer vor 46 Jahren studierte und auf die Barrikaden ging, erreicht nun das Rentenalter oder hat es schon überschritten. Manchen Altenpfleger dürfte die Aussicht auf die neue Kundschaft nicht erfreuen. Mit der Ankunft der einstigen Rebellen wird sich das Klima in den Heimen verändern. „Wir müssen uns auf jeden Fall auf längere Diskussionen einstellen“, sagt Karl van Engelen. Der Leiter der Altenpflegeschule Kommit geht davon aus, dass nun eine aufgeklärtere Generation in die Heime zieht, eine Generation, die nicht so angepasst gelebt hat wie die ihrer Eltern. Darauf bereitet van Engelen die Auszubildenden vor. Die Biographiearbeit mit den Heimbewohnern werde immer wichtiger, glaubt er. Seine Schüler lernten deshalb schon früh, die Lebenswege der Bewohner ernst zu nehmen. Nur so könne man ihren Bedürfnissen gerecht werden.

Auch ohne die in WG-Küchen-Plenen gestählten Revolutionsveteranen werden die Pflegeheime bunter. Migrantinnen, offen homosexuell lebende Männer und Frauen: Die neue Vielfalt erreicht auch den Lebensabend. Die Frage ist, ob die

Rahmenbedingungen individuelle Pflegekonzepte zulassen. Gesetze und Paragraphen regeln so gut wie jeden Handgriff, den Altenpfleger im Alltag tun. Diskussionen um Sinn und Unsinn von Regeln und Vorschriften in den Heimen sehen die Abrechnungsmodelle nicht vor.

Dabei seien die Bewohner schon heute viel selbstbestimmter und fordernder als früher, sagt Doris Pogantke. Sie leitet das Bürgermeister-Menzer-Haus in Schwannheim und hat beobachtet, dass die Pflegebedürftigen viel mehr hinterfragen, was ihnen vorgegeben wird. Seit mehreren Jahren hat sich ihr Haus zudem auf eine Klientel eingestellt, die noch ganz andere Bedürfnisse mitbringt. Im Menzer-Haus leben Sucht- und psychisch Kranke, die das Personal vor neue Herausforderungen stellen. Pogantke erzählt zum Beispiel von einem Mann, der morgens früh in der Lobby herumöbelte. Es dauerte seine Zeit, bis die Mitarbeiter begriffen, dass das am Nikotin-Entzug lag. Seither teilen sie dem Bewohner seine Zigarettenrationen so ein, dass er morgens gleich nach dem Aufstehen rauchen kann und den Tag entspannter beginnt.

Geht es in herkömmlichen Altenheimen darum, den Bewohnern den Abschied vom Leben so angenehm wie möglich zu gestalten, müssen die Pfleger der jüngeren Suchtkranken lernen, Grenzen zu setzen und ihnen wieder grundlegende Dinge beizubringen – aufbauen statt Abschied nehmen. Habe es früher dazu gehört, den Senioren auch Alkohol anzubieten, müssten die Pfleger nun eher darauf achten, wer wie auf Schnaps und Bier reagiert. „Das ist eine völlig andere Arbeit“, sagt Pogantke. Zur Seite stehen ihren Mitarbeitern auch Suchthelfer und

Sozialarbeiter, um das zu meistern, was Pogantke „schwierige Aushandlungsprozesse“ nennt. Manche der suchtkranken Bewohner schaffen es, wieder fit für ein Leben ohne stationäre Pflege zu werden.

In Zukunft sollen im Menzer-Haus ausschließlich Leute betreut werden, die wegen ihrer Sucht oder anderen psychischen Problemen zum Pflegefall geworden sind. Der Bedarf wächst. „Früher wären viele der Kranken gar nicht in dieses Alter gekommen“, sagt Pogantke. Kämen sie nicht in spezialisierten Pflegeheimen unter, müssten sie womöglich auf der Straße oder in Obdachlosenunterkünften leben. In anderen Seniorenheimen erfüllen sie nicht die richtige Betreuung.

Ähnliches wie im Menzer-Haus passiert im Bürgermeister-Gräf-Haus in Sachsenhausen. 50 Plätze des Altenheims belegen Männer und Frauen, die zwar recht jung, aber sehr pflegebedürftig sind. Die Bewohner der Gruppe „Eduard“ sind durchaus mobil, sie können sich noch allein in der Umgebung bewegen. Aber damit ist nicht gesagt, dass sie auch daran denken, an einer Supermarktkasse zu zahlen.

Eigentlich habe er gelernt, dass der Bewohner immer recht habe, sagt der Leiter des Gräf-Hauses, Olaf Höwer. „Aber einem Suchtkranken können wir nicht alle Wünsche erfüllen.“ Illegale Drogen seien tabu in seinem Haus. Andererseits müssen die Pfleger abwägen, ob ihren Bewohnern ein Joint zur Entspannung vielleicht tut oder nicht. Insofern könnte der Umgang mit den Suchtkranken ein gutes Training sein für die Zeit, wenn die Generation der Altschuldenscheizer vollends in den Heimen angekommen ist.

pac.

Mit Ende zwanzig noch einmal auf die Schulbank

Crespo-Stiftung hilft Migrantinnen beim Schulabschluss

Es war keine Liebe auf den ersten, auch keine auf den zweiten Blick. Denn alles in Deutschland war für Natalya Videman erst einmal fremd: die Sprache, die Wohnung, der Umgang miteinander. Wenn mittags ihre Tochter aus der Schule kam, sagte sie oft: „Mama, ich habe heute wieder nichts verstanden.“ Oft dachten sie dann an ihre Heimat Nowosibirsk. Verlassen hatten sie die nur, weil Natalyas Ehemann in Deutschland die Aussicht auf eine gute Stelle als Zahntechniker hatte. Er kommt aus einer Familie von Spätaussiedlern, mit seiner Frau und den zwei Kindern hierher umzuziehen war in der Theorie kein Problem. In der Praxis dagegen schon.

Denn anders als ihr Mann stand Natalya da mit nichts in der Hand. Sie hatte in Russland studiert und war Grundschullehrerin. Sie liebte es, Kinder zu unterrichten. Zwar hatte sie in der Schule etwas Deutsch gelernt, aber das reichte bei weitem nicht, um auch hier als Lehrerin arbeiten zu dürfen. Ihr russischer Abschluss wurde nicht anerkannt. So war sie zum Nichtstun verdammt. „Dabei bin ich doch eigentlich ein Bewegungsmensch. Ich kann kaum ruhig sitzen.“ Für ihren Sohn fand Videman keinen Kindergartenplatz, und wegen der fehlenden Betreuung war damit selbst der Integrationskurs, als erster Schritt, für sie in weite Ferne gerückt. Der Neustart in Deutschland drohte zu scheitern, an ganz kleinen und praktischen Dingen wie dem fehlenden Geld für eine Tagesmutter. Doch dann kam Hilfe.

Die sitzt im Haus am Dom. Cora Stein kennt viele Geschichten wie die von Natalya Videman. Von Frauen, die in Deutschland ein neues Leben anfangen müssen und oft nicht wissen, wie. Manche kommen aus einem Kriegsgebiet und haben dort nur die Grundschule besucht. Andere haben wie Videman sogar ein Studium absolviert, das hier aber nicht anerkannt wird. Die Geschichten

der Frauen sind anders und doch in einem Punkt ganz ähnlich: „Für eine erfolgreiche Integration in Deutschland ist der Schulabschluss besonders entscheidend“, sagt Stein.

Sie leitet das Saba-Projekt der Crespo-Foundation, das nun schon 100 Frauen dabei unterstützt hat, innerhalb von drei Jahren ihren Bildungsabschluss nachzuholen. Dazu übernimmt die Stiftung Schul- und Fahrtgeld, außerdem zahlt sie monatlich bis zu 150 Euro für die Kinderbetreuung und 100 Euro für Nachhilfe und Bücher. Das half Natalya Videman schon sehr, denn nun konnte sie eine Tagesmutter engagieren, die auf ihren kleinen Sohn aufpasst, während sie noch einmal zur Schule ging. Denn die Grundschullehrerin mit Berufserfahrung musste wegen der mangelnden Deutschkenntnisse mit Ende zwanzig noch das Abitur nachholen.

„Dieses Standing muss man erst einmal haben“, sagt Projektleiterin Stein. Deswegen sei es wichtig, den Frauen nicht nur finanziell, sondern auch beratend zur Seite zu stehen. Es gibt Bildungsseminare und für jeden Saba-Jahrgang ein Kreativprojekt, bei dem Künstler mit den Migrantinnen arbeiten, zum Beispiel einen Film drehen.

Videman ging mit den anderen Saba-Stipendiatinnen zum ersten Mal in ein hiesiges Museum. „Das war unglaublich.“ So langsam wuchs die Freude an ihrem Leben in Deutschland in ihr. Das Abitur bestand sie mit der Note 2,3. Schon vorher nahm sie an einem Bewerbungstraining der Crespo-Stiftung teil, denn mit dem Abschluss soll die Bildungskarriere der Frauen nicht enden. „Sie wollen weitermachen und arbeiten“, sagt Cora Stein. Videman begann bei der Stadt Frankfurt eine Ausbildung zur Verwaltungsfachangestellten. Ein ganz anderer Beruf als in ihrem früheren Leben, aber sie ist zufrieden. „Ich will in Deutschland leben, nicht nur überleben.“

moja.



Gemeinsam zum Abitur: Stipendiatin Natalya Videman (links) und Projektleiterin Cora Stein

Fotos Franziska Gilli

Durch Märchen sprechen lernen

Das Projekt „Erzählzeit“ soll Grundschulern helfen, die sich im Unterricht schlecht artikulieren können

Dass auch Erwachsene von Märchen gefesselt sein können, zeigte sich jetzt bei der Eröffnung der dritten „Erzählzeit“ im Frankfurter Theaterhaus. Gebannt hörten die Lehrer zu, während Friederike Schreiber auf der kleinen Bühne das afrikanische Märchen „Warum der Kolibri der König der Tiere ist“ erzählt. Von dieser Woche an kommen Schauspieler und Pädagogen des Theaterhauses wieder an drei Frankfurter Grundschulen, um den Schülern der ersten bis dritten Klasse Märchen zu erzählen.

2012 hat Gordon Vajen, der Intendant des Theaterhauses, das Projekt begonnen. „Erzählzeit“ soll Wortschatz und Grammatik von Grundschulern gezielt verbessern und den Kindern die Angst vor Sprache und Sprechen nehmen. Mit insgesamt 18 Klassen nehmen die Freilichtschule in Fechenheim, die Hostatoschule in Höchst und die Uhlandschule im Ostend an dem Projekt teil. Dreimal in der Woche verwandeln sich deren Klassenräume in Märchenzimmer, die jeder Erzähler nach seinen Vorstellungen mit Requisiten gestaltet. Die Schüler hören eine Geschichte, die sie später nacherzählen und zu der sie Bilder malen. „Die Kinder betreten eine für sie völlig neue, abgegrenzte Welt, in der sie keine Angst vor Fehlern haben müssen“, erklärt Schreiber.

Das Foto eines Kolibris und zwei Zettel sind ihre einzigen Requisiten für das afrikanische Märchen. Die Schauspielerin faltet das grüne Papier nur einmal in der Mitte und macht mit Stimme und Gesten daraus einen Tiger, einen Adler und ein Nashorn. „Ich bin immer wieder erstaunt, wie gut auch das Einfache bei den Kindern ankommt“, sagt sie.

Die Hemmschwelle für Kinder mit Migrationshintergrund, etwas im Unterricht zu sagen, sei groß. Umso mehr freuen sich die Erzähler, wenn es ihnen gelinge, den Schülern ein paar Worte zu entlocken. „Es kommt nicht darauf an, wie detailgetreu sie die Geschichten erzählen“, sagt Vajen. „Selbst wenn die Schü-



Einfach gefaltet: Die Schauspielerin Friederike Schreiber zeigt den Zuschauern im Theaterhaus ihr „Nashorn“. Durch Falten sowie mit passender Sprache und Gestik wird aus dem leblosen Papier ein Tier. Auf diese Weise entstehen auch die anderen Hauptfiguren des afrikanischen Märchens „Warum der Kolibri der König der Tiere ist“.

Foto Michael Kretzer

ler einen Kühlschrank in das Märchen von Aschenputtel einbauen, ist das nicht falsch. Die Hauptsache ist, dass sie überhaupt sprechen.“ Zuvor müssten die Kinder aber lernen, genau zuzuhören. In vielen Familien sei das kein selbstverständlicher Teil der Erziehung, sagt Vajen. Bei den meisten klappe es aber nach ein paar Erzählstunden schon besser.

Die Schulung haben die Erzähler bei Ausbildern der Berliner „Erzählzeit“ gemacht. Dort läuft das Projekt schon länger an mehreren sogenannten Brennpunktschulen. Die Erzähler lernen, die Märchen anschaulich und kindgerecht zu präsentieren. „Es kommt vor allem darauf an, Bilder in den Köpfen der Kinder entstehen zu lassen“, sagt Schauspieler

Daniel Maier. Dabei helfen Gestik, Mimik und das Anpassen der Stimme an die einzelnen Figuren. Die Schüler sollen sich den Schauplatz und die Personen der Geschichten genau vorstellen können.

Jeder Erzähler kann 50 bis 100 Märchen aus verschiedenen Ländern auswendig. Maier erzählt am liebsten Grimmsche Märchen, weil er die Sprache sehr schätzt. „Die Kinder sollen schon früh mit der schönen, poetischen Sprache der Märchen in Berührung kommen“, sagt Intendant Gordon Vajen.

Manche Erzähler müssen erst den Umgang mit den Schülern lernen, der schwierig sein kann, etwa wenn die auch einmal lauter werden oder herumtoben.

Schließlich seien sie ja nicht alle ausgebildete Pädagogen, sagt Schauspieler Maier. Gleichzeitig müssten sie aber auch ein wenig die Lehrer erziehen: „Viele ermahnen die Schüler zu häufig.“ Meist reagieren die Kinder einfach nur sehr emotional auf die Konflikte in der Geschichte. Erst wenn es viel zu laut werde, griffen die Erzähler ein, was aber nicht oft vorkomme, sagt Maier.

In Zukunft soll das Projekt schon in der Vorschule beginnen. Außerdem will Vajen mit den Drittklässlern nach Ostern auch in Altenheimen gehen, um dort wiederum Senioren Märchen zu präsentieren. „Es läuft alles ganz hervorragend“, sagt Vajen. „Ich freue mich schon auf dieses Schuljahr.“

DENISE FROMMEYER

Gräber der Zukunft

Gärtner gestalten Fläche auf dem Hauptfriedhof

Kalksteine, zusammengesetzt zum Modell einer Bergspitze, umgeben von einem dreieckigen Blumenbeet. Wer in seinem Leben Bergsteiger war, kann an diesem Ort die letzte Ruhe finden. Auf der neuen Anlage „Gewann H“ auf dem Hauptfriedhof zeigen Gärtner, wie die Grabanlagen der Zukunft aussehen könnten.

„Die Leute wollen nicht mehr den Friedhof von früher“, sagt Michael Ballenberger von der Genossenschaft der Friedhofsgärtner. In den vergangenen Wochen haben die Friedhofsgärtner im Auftrag des Grünflächenamts die 15 mal 20 Meter große Fläche in einen Mini-Park verwandelt. Der Besucher geht dabei über einen wetterfesten, hellen Pfad an den verschiedenen Kleingärten vorbei. Auf den Begrenzungssteinen kann er die Namen der beigesetzten Personen ablesen. Die Urnen sind nicht zu sehen, stattdessen bilden Blumenarrangements das Ambiente für die Totenruhe.

Mit dem Projekt reagiert das Grünflächenamt auf eine gesellschaftliche Ent-

wicklung, die sich in den vergangenen Jahren verstärkt hat. Die klassische Bestattung mit Sarg und Grabstein gibt es immer seltener, stattdessen werden Verstorbene heute öfter in einer Urne beigesetzt oder lassen ihre Asche auf offener See verstreuen. Auf Friedhöfen finden sich dagegen immer weniger belegte Gräber. Die Kommunen müssen überlegen, wie sie die freiliegenden Flächen anders nutzen könnten.

Für Umweltdezernentin Rosemarie Heilig (Die Grünen) passt die neue Ruhestätte zu den Wünschen der Bürger, die sich erst vor einer Woche in einer Umfrage für mehr Parkatmosphäre auf den kommunalen Friedhöfen ausgesprochen hätten. Bis zum Jahr 2020 möchte die Stadt die Ruhestätten stärker auf die veränderte Bestattungskultur ausrichten.

Auf „Gewann H“ wurde schon die erste Person begraben, insgesamt sind dort knapp 200 Grabstellen zu vergeben, dazu gehören auch Partner- und Familiengräber. Die Pflege der Gräber übernimmt die Genossenschaft.

haav.



Parkatmosphäre: Das neue Grabfeld bietet individuelle Ruheorte.

Foto Amadeus Waldner